

Rudolf Jagusch, geboren 1967 in Bergisch Gladbach, arbeitet als Diplomverwaltungswirt in Köln. Er lebt mit seiner Familie in Bornheim im Vorgebirge. Im Emons Verlag erschienen »Nebelspur«, »Todesquelle« und »Eifelbaron«.  
[www.krimistory.de](http://www.krimistory.de)

RUDOLF JAGUSCH

# Eifelheiler

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlung und manche Orte sind frei erfunden, ebenso die handelnden Personen. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind daher rein zufällig.

emons:

Für meine Brüder Gerd und Fritz

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: Heribert Stragholz  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2012  
ISBN 978-3-89705-983-2  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Sommer 1970

Hatte sie jemals jemanden so sehr gehasst?

Am liebsten hätte Maria sich auf ihre Schwester Veronika gestürzt und sie grün und blau geschlagen.

Oder besser noch: ihr ein langes Messer zwischen die Rippen gerammt.

Ohnmächtige Wut brannte in ihrem Hals und paarte sich mit einer fast bodenlosen Verzweiflung. Tagelang hatte sie kaum gegessen. Der Appetit war ihr vergangen.

Der Geruch nach Weihrauch, den sie sonst so sehr mochte, ließ sie würgen.

Die Orgel verstummte, der Pfarrer predigte mit sonorer Stimme. Maria hörte kaum zu. Sie konnte den Blick nicht von Veronika abwenden. Ihre Schwester stand im wallenden weißen Kleid, einer stolzen Königin gleich, neben dem Mann, den Maria abgöttisch liebte. Sie hatte ihn ihr gestohlen.

Miststück.

Nie hätte Maria gedacht, dass sie jemanden so sehr verabscheuen könnte. Sie spürte einen salzigen Geschmack auf ihren Lippen und lächelte angestrengt. Jeder würde annehmen, dass sie das Glück ihrer Schwester beweinte.

Dabei zerriss es sie innerlich.

Dort, wo ihr Herz pochte, saß seit Monaten ein schwerer Stein, der die Arbeit des Muskels zu behindern schien.

Das Brautpaar wandte sich einander zu. Der Ministrant hob das Kissen mit den Eheringen.

Das Miststück hatte sogar die Frechheit besessen und sie gefragt, ob sie Trauzeugin werden wollte. Veronika hatte dabei mit ihren blonden Locken gespielt, sie immer wieder um den Zeigefinger gedreht und unschuldig mit ihren großen blauen Augen geklimpert, denen niemand widerstehen konnte. Doch ihr spöttisch hochgezogener Mundwinkel hatte sie verraten.

Freude heuchelnd hatte Maria zugestimmt. Den erneuten Triumph im ewigen Geschwisterkampf wollte sie Veronika nicht gönnen. Eine Weile war sie von ihrer Schwester stumm fixiert und ihr

Gesicht auf eine verräterische Regung untersucht worden. Doch Maria hatte sich im Griff gehabt. Merkwürdig enttäuscht war Veronika schließlich gegangen. Das kleine Duell hatte Maria für sich entscheiden können, doch die Schlacht hatte sie verloren. Gegen die strahlende Schönheit konnte sie einfach nichts ins Feld führen. Sie, die graue, schüchterne Maus, musste sich wieder einmal hinten anstellen.

Stets hatte Veronika das begehrt, was Maria gehörte. Und auch bekommen. Zeit ihres Lebens war es so gewesen. Der Teddy zu Ostern kam Maria in den Sinn. Sieben Jahre war sie alt gewesen. Veronika hatte einen Heulkampf inszeniert, bis es ihrem Vater zu viel geworden war. Der Teddy war in Veronikas Arme gewandert, und sie hatte im Gegenzug einen abscheulich hässlichen Stoff-Fisch geerbt. Eklig. Maria hasste Fische.

Ein eiskalter Schauer lief ihr über den Rücken. Mit dieser Hochzeit war es ebenso. Ihre Schwester wollte ihr eins auswischen. Niemals ging es ihr um echte Zuneigung, ganz zu schweigen von tief empfundener Liebe, da war sich Maria sicher.

»Vor Gottes Angesicht nehme ich dich an als meinen Mann. Ich verspreche dir die Treue in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod uns scheidet. Ich will dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens.« Veronikas Stimme klang hell und klar, keine Spur von Lampenfieber oder Unsicherheit.

Panik erfasste Maria. Nur noch ein paar Worte, nur wenige Sekunden, dann hatte sie ihn verloren. Ein wimmernder Laut verließ ihre Lippen. Erschrocken hielt sie sich den Mund zu. Der Fotograf, der ganz in der Nähe stand, sah sie an und runzelte die Stirn.

Maria hob die Hand und bedeutete ihm so, dass mit ihr alles in Ordnung war. Es schien ihn zu beruhigen, denn er hob die Kamera und widmete sich wieder seiner Aufgabe.

Verstohlen blickte sie sich um. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt. Sogar längs der Wände und hinter den Bänken standen die Gäste in Zweierreihen. Veronika war beliebt. Sie verstand es, sich Freunde zu machen.

Erleichtert stellte Maria fest, dass niemand sonst ihr Wimmern bemerkt hatte.

Alle verfolgten gespannt, wie Veronika ihm den Ring aufsteckte. »Trage diesen Ring als Zeichen meiner Liebe und Treue. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

In Marias Ohren rauschte es. Sie verstand nichts mehr, sah nur, dass die Lippen des Pfarrers sich bewegten.

Es war besiegelt, vor ihren Augen, vor den Hochzeitsgästen und vor Gott.

Mit zitternden Händen riss sie ihren Schal vom Hals und taumelte einen Schritt vorwärts. Jetzt schien sich die Kirche zu bewegen, sie schwankte wie ein Boot auf hoher See. Ihr Blick verengte sich zu einem Tunnel, an den Rändern verdichteten sich schwarze Schatten. Sie spürte einen dumpfen Schmerz am Oberarm und versuchte, die Ursache zu erkennen. Für einen kurzen Moment klärten sich ihre Sinne.

Sie sah eine Hand.

Dann fiel sie in Ohnmacht.

## EINS

»Stech ab!«

Fischbach zögerte. Die Herzdame lag auf dem Tisch und schenkte ihm ein halbes Mona-Lisa-Lächeln. Er überlegte. Den Kreuzbuben opfern, um die blank gespielte Herzzehn mit nach Hause zu nehmen? Wie viel Trumpf war eigentlich schon durch? Stumm schalt er sich selbst, den Überblick verloren zu haben, und musterte verstohlen seinen Kumpel Ralf Lorscheidt, der seelenruhig links von ihm saß und seine Karten sortierte. Die speckige Lederjacke mit dem K-Heroes-Emblem auf dem Rücken lag neben ihm auf der Bank und glänzte im Licht der 60-Watt-Birne, die über dem Tisch hing.

»Was ist los? Wartest du auf Schönwetter?«, beschwerte sich Jörg Dödenfeld, der rechts von Fischbach saß und mit den Fingern auf den Holztisch trommelte. »Lass deinen Jung endlich die Dame besteigen.« Er zwinkerte Fischbach anzüglich zu. Dödenfeld war Oberstudienrat am St. Michael-Gymnasium in Bad Neuenahr. Im Alltag durch und durch souverän und distinguiert, gab er sich im Kreis der K-Heroes gern gewöhnlich.

Fischbach wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er liebte Skat, schätzte die nie gleichen Spiele, die Variationen. Dennoch wusste er, dass er es nie zum perfekten Spieler bringen würde. Dafür fehlte es ihm an der Übersicht. Immer wieder liefen Stiche an ihm vorbei, ohne dass er sich die gespielten Karten merkte. Und genau das war es, was immer wieder dazu führte, dass er vermeintlich sichere Runden abgeben musste – nicht selten von Hohn und Spott der anderen begleitet.

»Hotte, Telefon.«

Verwundert sah Fischbach über die Schulter zur Theke. »Für mich?«

Hans, der Wirt, wedelte mit dem Hörer in der Luft herum. »Ist hier sonst noch jemand Hauptkommissar und heißt Fischbach?«

»Etwa dienstlich?« Fischbach schüttelte den Kopf. »Unmöglich.« Einmal im halben Jahr trafen sich die Mitglieder der K-Heroes, des Motorradklubs, dem er angehörte, samstagsabends in ihrer Stamm-

kneipe »Im Krug«. Dabei stellten sie sicher, nicht gestört zu werden. Eiserne Regel: Keine Frauen und keine Handys. Selbst weitere Gäste duldeten sie nicht und zahlten dem Wirt sogar eine Entschädigung dafür, dass er sie als geschlossene Gesellschaft akzeptierte und bewirtete. Diese zwei Abende im Jahr waren Fischbach heilig. Schon Wochen vorher lief er durch die Flure der Euskirchener Polizeibehörde und ermahnte jeden, den er erwischte, dass er an diesem Abend nicht gestört werden wollte. Jahrelang hatte das problemlos funktioniert. Bis heute. Fischbach legte seine Karten auf den Tisch, ging zur Theke und griff nach dem Hörer. »Ja?«

»Hotte? Bist du dran?«

Fischbach kratzte sich die Wange und versuchte, die Stimme zuzuordnen, was nicht einfach war mit vier Obstlern im Kopf. »Jan?«

»Hast du Zeit?«, übergab sein Kollege Jan Welscher die Frage.

»Ich wollte doch nicht gestört werden«, blaffte Fischbach.

»Ja, ich weiß. Aber Sigrid meinte, ich dürfte dich stören.«

»Also gut«, sagte Fischbach resigniert. Er liebte seine Frau. Sie war ein herzensguter und fröhlicher Mensch, auf den in allen Lebenslagen Verlass war. Jedoch wünschte er sich, sie wäre hin und wieder etwas abweisender. »Was ist denn los?«, grollte er und versuchte erst gar nicht, seinen Ärger zu verschleiern. Er blickte zu Lorscheidt und Dödenfeld. Die beiden hoben beschwichtigend die Hände. Ihre Ohren schienen plötzlich gewachsen zu sein.

Neugierige Hyänen, dachte er.

Hans polierte die Theke und hob dabei den Apparat mit der Wählscheibe an. Auch er spielte die Unbekümmertheit in Person. Doch Fischbach kannte ihn lange genug, um zu wissen, dass er jedes Wort aufmerksam verfolgte.

Welscher räusperte sich. Es klang, als ob er einen Aal auswürgen würde. »Ich kann auch allein weitermachen, aber ich dachte ...« Er stockte, sicher, um abzuwarten, ob Fischbach ihm verzieh.

»Ist schon gut«, murmelte Fischbach mit einem flauen Gefühl im Magen. Welscher schob erst seit einigen Monaten in Euskirchen Dienst, aber Fischbach kannte ihn schon gut genug, um zu wissen, dass er nicht der Typ war, der Verantwortung abdrückte oder vor-schnell um Hilfe rief. Der Anruf hier konnte nur eins bedeuten: Es war etwas Schreckliches passiert.

Hans war mit dem Wischen fertig und stützte sich jetzt gemütlich mit den Armen an der Theke ab. Er versuchte gar nicht mehr, seine Neugierde zu verbergen.

Fischbach schirmte die Sprechmuschel ab. »Hast du nichts Besseres zu tun?«, herrschte er ihn an.

Seelenruhig griff sich Hans ein Glas und begann, es zu wienern. »Ihr seid doch die einzigen Gäste.«

»Lass dich nicht stören, Hotte«, rief ihm Dödenfeld zu. »Wir können warten. Führ ruhig dein Gespräch zu Ende.«

Heuchler, fluchte Fischbach stumm. Alle drei gierten doch nur nach einer Sensation, die sie brühend heiß hinter vorgehaltener Hand herumtratschen konnten. Sie waren keinen Deut besser als eine Horde Waschweiber. Er versuchte, sich ein wenig mehr in die Ecke des Schankraums zu verkrümmeln. Doch die Spiralschnur des Uralttelefons war bereits bis aufs Äußerste gedehnt. Sie war so kurz, dass das giftgrüne Gerät nur maximal bis auf die Theke mitgenommen werden konnte. Fischbach zerrte noch einige Male daran, doch schließlich gab er den Kampf auf und drehte sich so, dass er wenigstens niemanden anschauen musste.

»Erzähl«, forderte er Welscher auf und nahm sich vor, so spartanisch wie irgend möglich zu antworten.

»Ich bin in Kronenburg. Sieht schlimm aus, Hotte, wirklich.«

»Mord?«, flüsterte Fischbach. Hinter ihm hörte er jemanden scharf die Luft einziehen. Mist, die hatten Ohren wie Fledermäuse. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, bis es der ganze Kreis Euskirchen erfuhr.

»Eine ältere Dame. Regelrecht abgestochen. Kein schöner Anblick, kannst du mir glauben«, presste Welscher hervor.

»Abgestochen?«, wiederholte Fischbach. Sofort ärgerte er sich darüber.

»Oh Gott«, hörte er Dödenfeld auch schon aufstöhnen.

Fischbach wirbelte herum. »Ein Wort zu irgendjemandem, und ihr bekommt Probleme, Jungs. Ganz gewaltige. Und zwar mit mir. Ich buchte euch eigenhändig ein und ziehe euch die Haut ab.«

»Wir doch nicht«, wiegelte Hans ab. »Eher bricht hier in der Eifel ein Vulkan aus, als dass wir rumtratschen.«

Fischbach tippte sich an die Stirn. »Gerade dir soll ich das glauben, du Klatschmuhl.«

»Na, na, bisschen höflicher bitte«, echauffierte sich der Wirt und straffte die Schultern.

Fischbach winkte ab, sandte aber sicherheitshalber noch einige böse Blicke in die Runde. Dann konzentrierte er sich wieder auf Welscher. »Also gut, ich ... äh.« Er brach ab. Mit den vier Obstlern im Bauch konnte er nicht mehr fahren.

»Ich schick dir eine Streife«, bot Welscher an, der Fischbachs Problem offensichtlich erkannt hatte. Doch half es Fischbach nicht wirklich weiter.

»Nein«, schlug er das Angebot heftiger aus als gewollt, hakte den Zeigefinger am Hals seines Hemdkragens ein und zog daran. »Also, du weißt doch ... hm ... nein, auf gar keinen Fall ein Auto.«

»Mensch, Hotte, mach mal halblang.« Welscher klang genervt. »Das wird doch mal gehen. Die Kollegen fahren bestimmt auch besonders vorsichtig, wenn du lieb darum bittest.«

»Kein Auto«, entschied Fischbach und öffnete den obersten Knopf. Der Gedanke, in das Innere eines Wagens steigen zu müssen, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Er linste zu Dödenfeld und Lorscheidt hinüber. Ihre Maschinen standen vor der Tür. Doch die beiden hatten ebenfalls zu viel intus. Und Hans, der Wirt, besaß noch nicht mal einen Führerschein.

Welscher seufzte. »Also, wenn du es nicht schaffst, ich meine, wenn es nicht geht, ich kann auch allein ...«

Klang da ein Vorwurf durch? Bevor Fischbach näher darüber nachgrübeln konnte, fiel ihm die Lösung seines Problems ein.

»Schon gut.« Er überschlug die Strecke. Kronenburg war zwar eine Perle des Kreises Euskirchen, lag aber selbst für Eifeler Verhältnisse am Arsch der Welt. Über Mechernich auf die Autobahn, die A 1 runter bis zur Abfahrt Blankenheim, weiter über die B 51 an Blankenheim und Dahlem vorbei, die letzten Kilometer über die B 421. Geschätzte vierzig Kilometer. »Keine Stunde, dann bin ich bei dir«, teilte er Welscher mit und legte auf.

»Jungs«, rief er, »ich muss leider weg.«

Hans schmunzelte. »Der Heilige Stuhl?«

»Du hast gelauscht«, klagte Fischbach ihn an, konnte sich aber ein Lächeln nicht verkneifen.

»War ja nicht zu überhören.«

»Kein Wort zu niemandem ...«, warnte Fischbach und hob dro-

hend den Zeigefinger. »Gilt auch für euch«, fügte er in Richtung von Dödenfeld und Lorscheidt hinzu, steckte dann den Zeigefinger in die Wählscheibe und rief im »Vatikan« an, um den Heiligen Vater um eine Mitfahrgelegenheit zu bitten.

Ein angenehm warmer Wind empfing Fischbach, als er um die Ecke bog und den Kirchberg hinaufging. Die kalte Zeit schien vorbei zu sein, doch er traute den Frühlingsvorboten noch nicht ganz. Diesmal war es ein langer und heftiger Winter gewesen, selbst für die Eifeler, die ja einiges gewohnt waren. Der Schnee war inzwischen verschwunden und hatte matschige braune Wiesen hinterlassen, doch die Eisheiligen standen noch bevor. Erfahrungsgemäß sackten die Temperaturen in diesen Tagen erneut in den Keller. Fischbach nahm sich vor, darauf zu achten, dass Sigrid seine langen Unterhosen nicht allzu weit in die hintersten Ecken des Kleiderschranks verbannte.

Links vor ihm reckte sich der Turm der St. Severinus Kirche in den klaren Nachthimmel. Die Ziegelsteine glänzten feucht. Fischbach schluckte schwer. Der Anblick der Kirche rief in ihm regelmäßig schlimme Erinnerungen wach. Er, in der ersten Reihe auf der Kirchenbank, ohne Tränen, da er bereits so viele vergossen hatte. Vor sich die beiden Säрге. Trauermusik, Trauerrede, Trauergäste, der Gang zum Friedhof, die auf das Holz herabprasselnde Erde. Der Grabstein, auf dem noch Platz für seinen Namen war.

In den Monaten danach hatte er alles darangesetzt, diese Lücke auf dem Stein zu füllen. Regelmäßig zu viel Alkohol und andere Drogen konsumiert, gerne auch in Kombination. Erst als Sigrid in seine Welt eingedrungen war, war er von der Schwelle zum Tod zurückgekehrt in ein zufriedenes Leben. Inzwischen hatte er gelernt, mit der Vergangenheit umzugehen. Doch er hatte es bisher nicht übers Herz gebracht, die Kirche ein weiteres Mal zu betreten.

Er spürte ein nervöses Grummeln in seiner Magenrube. In Kronenburg würden die Angehörigen des Mordopfers nun das Gleiche durchmachen müssen wie er vor Jahren hier in Euskirchen. Wurde jemand so unerwartet abgerufen, war das immer ein besonderer Schock, der einem den Boden unter den Füßen wegziehen konnte.

Auf Höhe des Pfarrhauses, von den K-Heroes scherzhaft als »Va-

tikan« bezeichnet, blieb er stehen. Er stemmte die Arme in die Hüften und keuchte. Er wuchtete definitiv zu viel Körpergewicht auf die Waage. Seine geliebte K-Heroes-Lederjacke spannte bedenklich über seinem Bauch. Er musste abnehmen, das war ihm klar. Oft genug hatte er in den letzten Monaten damit begonnen. Doch Sigrid torpedierte dieses Unterfangen kontinuierlich. Selbst etwas rundlich, störte sie sich nicht an seinen Pfunden und liebte es, ihn mit kulinarischen Köstlichkeiten zu verwöhnen.

Fischbach schmunzelte. Eigentlich konnte er sich ja glücklich schätzen mit einer Frau an der Seite, die keinen gestählten Männerkörper erwartete. Er kannte Ehen, die an Bierbäuchen gescheitert waren. Doch leider fühlte er selbst sich in seinem Körper unwohl.

Die Haustür des Pfarrhauses wurde geöffnet, und ein langer, dünner Mann trat heraus. Seine riesige, knorrige Nase warf im Licht der Außenbeleuchtung einen markanten Schatten auf das Pflaster der Einfahrt.

»Willst du hier Wurzeln schlagen? Ich denke, du hast es eilig. Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, sie führen über Strom und Hügel.«

Pfarrer Klaus Levknecht, seines Zeichens ebenfalls Mitglied der K-Heroes, warf gerne mit Aphorismen um sich.

»Nu dohn ens nett esu hüü, ömme schön peu à peu«, sagte Fischbach und lachte. Er gab Levknecht die Hand. »Danke, dass du Zeit für mich hast.«

Levknecht winkte ab. »Ich wäre sowieso gleich zu euch runtergekommen. Die liebe alte Beißel liegt im Sterben, sie hat mich aufgehalten. Aber jetzt lass uns losfahren.« Er warf Fischbach einen Helm zu und stieg auf seine nagelneue Yamaha Vmax.

Fischbach durfte zum ersten Mal auf dem »Heiligen Stuhl« mitfahren. Levknecht war in solchen Dingen eigen. Ein Sozius störte nur, das war seine klare und unumstößliche Ansicht. Dass er sozusagen ein drittes Rad an der Maschine war, pflegte er außerdem zu verdeutlichen.

Aber heute ging es nicht anders.

Fischbach streifte sich den Helm über und nahm auf der winzigen Soziusbank hinter Levknecht Platz. Die Knie hingen ihm fast an den Wangen, als er es endlich geschafft hatte, die Füße auf die Ras-



ten zu stellen. Mangels Haltebügel umschlang er Levknechts Taille mit den Armen.

»Komm mir nicht zu nahe«, rief Levknecht und drehte lachend den Zündschlüssel. Heiser erwachte der Motor unter ihnen, und einen Augenblick später ging es mit einem durchdrehenden Hinterrad und röhrendem Auspuff Richtung Kronenburg.

Der Höllenritt hatte begonnen.

\*\*\*

Jan Welscher lehnte sich mit dem Rücken gegen die Hauswand und rieb sich müde die Augen. Was für ein Gemetzel. Überall war Blut. Der Mörder musste sie durch das Haus verfolgt haben.

Er schüttelte den Kopf und betrachtete den großen Wagen. Klar und deutlich funkelten die Sterne hier im schwarzen Meer des Nachthimmels. Hin und wieder vermisste er diesen Anblick, wenn er auf dem Balkon seiner Wohnung in Köln stand und nach oben schaute. Das Licht der Stadt überstrahlte dort alles, Sterne oder gar Sternbilder waren nur selten zu erkennen.

Eine Sternschnuppe zog einen hellen Schweif hinter sich her.

Als Kind hatte er oft mit seinem Vater auf dem Speicher gehockt, das Teleskoprohr aus der kleinen Dachluke geschoben und versucht, die Bahnen der Planeten zu verfolgen. Wie ein echter Forscher in einem Observatorium hatte er sich gefühlt. Sein Vater hatte ihm von der ersten Mondlandung erzählt, von Juri Gagarin, dem ersten Menschen im Weltall, und von den Plänen der NASA, mit riesigen Generationenraumschiffen in die Weiten des Alls vorzustoßen. Dabei hatte er seine alte Pfeife aus Bruyèreholz gestopft und schließlich losgepafft. Der Tabakgeruch, eine Mischung aus Honig, Nuss, Zimt und Apfel, hatte wenig später den staubigen Geruch des Dachbodens überdeckt.

Welscher seufzte. Eine schöne, unbekümmerte Zeit war das gewesen. Heute verstanden er und sein Vater sich nicht mehr. Und von seinem Berufswunsch, Forscher zu werden oder ein Astronaut, der zum Mars fliegt, war auch nichts geblieben. Stattdessen war er Kriminaloberkommissar und tat Dienst in der ungeliebten Eifel anstatt, wie ersehnt, in der rheinischen Stadt mit Herz.

Wenn er jedoch an die arme Tote im Inneren des Hauses dachte,

war er ja irgendwie doch ein Forscher geworden. Jemand, der nach Spuren sucht, Theorien entwickelt und versucht, sie zu beweisen.

Ein Kollege von der Tatortgruppe bog aus dem Fußweg, der zur Wilhelm-Tell-Gasse hinabführte, in den Burgbering ein und eilte stumm an ihm vorbei ins Haus. Die bitterernste Miene des Kollegen verriet, dass ihm das Gemetzel ebenfalls an die Nieren ging.

Hin und wieder war durch die geöffnete Tür Feuersängers rauhe Stimme zu hören, die Anweisungen gab oder ungeduldig Verwünschungen ausstieß. Als Leiter der Tatortgruppe war er penibler als ein Uhrmacher und verzieh keine Fehler seiner Untergebenen.

Außer Feuersängers heiseren Tiraden war in der näheren Umgebung jedoch kaum etwas zu hören. Normalerweise schlenderten in einer so lauen Nacht noch einige Touristen oder Hotelgäste über das Kopfsteinpflaster zwischen den eng stehenden Häusern. Doch die Kollegen von der Streife hatten umsichtig gehandelt und den Tatort weiträumig abgesperrt.

Rechts neben sich bemerkte Welscher plötzlich ein grelles Aufblitzen. Augenblicklich schoss Adrenalin durch seine Blutbahn. Die Geier von der Presse, die hatten ihm gerade noch gefehlt. Er verstand ihre Motivation, gute Bilder und spannende Berichte brachten Geld in die Kassen. Und davon ernährten die Schmierfritzen schließlich ihre Familien. Aber an einem Tatort kam das für ihn einer Art Leichenfledderei gleich. Er fand es entwürdigend für das Todesopfer.

Er suchte die Umgebung ab, konnte aber niemanden entdecken. Zwischen den Häusern konnte sich niemand verstecken, da sie Wand an Wand standen. Schritte waren auch nicht zu hören, geschweige denn ein Stakkato davoneilender Füße. Da erregte eine Bewegung im oberen Stockwerk des Hauses schräg gegenüber seine Aufmerksamkeit. Er drückte sich von der Wand ab und ging zu der Haustür hinüber. Er sah zum Fenster hoch. Ein Schatten, ein Huschen, dann fiel die Gardine vor.

Das gibt es nicht, dachte er, der liebe Nachbar schießt doch tatsächlich Paparazzi-Bilder. Vermutlich schickt er sie in wenigen Minuten auf irgendeiner Internet-Plattform um die Welt. Dem würde er mal gehörig auf den Zahn fühlen.

Entschlossen drückte er den Klingelknopf. Auf dem Messing Schild darüber las er »de Witt«.



Nachbarn gehörten ohnehin zum Kreis derer, die sie verhören mussten. Und da Feuersänger ihn im Moment den Tatort noch nicht näher in Augenschein nehmen lassen würde, könnte er hier genauso gut anfangen wie an jedem anderen Ort.

Erneut drückte Welscher den Knopf und ließ den Daumen darauf ruhen. Vernehmlich rasselte die Klingel. Er sah auf die Uhr. Vierzig Sekunden später öffnete sich die Tür ein wenig.

»Was?«, blaffte eine Stimme aus dem dunklen Hausflur.

Welscher nahm den Daumen von der Klingel und hielt seinen Dienstausweis vor den Türspalt. »Kriminaloberkommissar Welscher. Ich würde Ihnen gern einige Fragen stellen.«

»Ich habe zu tun.«

»Mit Fotografieren?«

»Ist das verboten?«

»Je nach den Umständen kann das schon sein«, gab sich Welscher vage, da er einen konkreten Grund, der dagegen sprach, eigentlich nicht vorweisen konnte. Der Mann hatte nur eine fast menschenleere Gasse fotografiert. Täterwissen würde er mit so einem Foto kaum preisgeben können. Aber vielleicht verunsicherte er so seinen Gesprächspartner und öffnete sich selbst damit die Tür. »Ich will Ihnen wirklich nur ein paar Fragen ...«

»Sie ist tot, nicht wahr?«, wurde er unterbrochen. Eine Spur von Traurigkeit schwang jetzt in der Stimme mit.

»Leider ja«, gab Welscher ehrlich zurück.

»Ermordet?«

»Reden wir doch drinnen weiter«, bot Welscher an. Er verspürte kein Bedürfnis, durch eine halb geschlossene Tür eine Unterhaltung mit einem Schatten zu führen. Erst recht nicht, wenn es um ein Verbrechen ging. »Vielleicht können Sie uns helfen. Das ist doch bestimmt in Ihrem Interesse.« Kurz überlegte er anzufügen, dass er ihn ansonsten offiziell vorladen und die Vorstellung notfalls unter Zwang durchsetzen müsste, entschied sich aber schließlich dagegen. Bei einer solchen Aktion lief man immer Gefahr, nur knappe Antworten auf die gestellten Fragen zu erhalten. Ein freiwilliger Austausch war auf jeden Fall vorzuziehen und erfolgsversprechender.

Es dauerte nicht lange, dann schwang die Tür auf. Eine riesige Frau blickte auf Welscher herab.

Er stutzte. Der Stimme nach zu urteilen, hätte er niemals eine Frau erwartet. Aber nicht nur der tiefe Bass der Frau überraschte ihn, sondern auch ihre Körpergröße. Da er selbst eins neunzig maß, war es seit seiner Pubertät nicht mehr vorgekommen, dass er zu einer Frau aufblicken musste. Er schätzte ihr Alter auf Anfang dreißig. Ein buntes, weites Kleid umhüllte sie und versteckte jegliche weibliche Kontur. Es erinnerte Welscher an einen zu groß geratenen Poncho. Nur reichte das Kleid bis zu den Füßen. In ihren Augen konnte er tief empfundene Traurigkeit erkennen. »Kommen Sie mit durch«, forderte sie ihn auf.

Er trat in einen schummrig beleuchteten Raum ein. Eine hohe Balkendecke lag auf Mauern aus Bruchsteinen. Zahlreiche Halogenstrahler hingen herab. Eine Anrichte stand bei der nach oben führenden Treppe. Ansonsten gab es hier unten keine Möbelstücke. Dafür aber jede Menge Staffeleien in unterschiedlicher Größe.

Frau de Witt betätigte einen Schalter neben der Tür. Augenblicklich flammten die Strahler auf und leuchteten den Raum grell aus. Welscher blinzelte und schirmte mit der Hand die Augen ab, bis er sich an das helle Licht gewöhnt hatte.

»Schauen Sie sich ruhig um«, forderte sie ihn auf.

»Ich bin nicht hier, um ...«

»Bitte.« In ihrer Stimme lag etwas Flehentliches, was Welscher rührte. Vermutlich war sie sehr einsam und freute sich über jedes freundliche Wort, das sie hörte. Er ergab sich seinem Schicksal und schlenderte langsam von Bild zu Bild.

An die zwanzig Malereien hingen an den Wänden, dazu standen noch einige auf den Staffeleien. Impressionistische Motive, hauptsächlich aus der Eifel und Umgebung, waren darauf zu sehen: Bauernhöfe, alte Mühlen, Kühe, hügelige Wiesen und Windräder. Welscher erkannte die markante Nürburg auf der Hohen Acht, das rote Haus in Monschau und den Aachener Dom.

»Gefallen sie Ihnen?«, fragte sie.

Er spitzte die Lippen. »Sehr viel ... Eifel«, sagte er vorsichtig.

Sie lachte. »Okay, an Ihrer Betonung ist unschwer zu erkennen, dass die Landschaft hier in der Gegend nicht Ihren Geschmack trifft. Weiter, was noch?«

Ein wenig erleichtert, sie nicht verärgert zu haben, beschloss er, etwas hervorzuheben, was ihm gefiel. »Die Farbauswahl.«

»Ja? Was ist damit?«

»Eine erstaunlich interessante Komposition. Ungewöhnlich, nichts scheint so richtig zueinanderzupassen. Aber genau das finde ich ansprechend. Ist vermutlich so eine Art Markenzeichen von Ihnen, stimmt's?«

Sie lächelte milde. »Ich bin farbenblind. Ich kann Rot nicht von Grün unterscheiden, Gelb geht bei mir schon mal als Braun durch, und aus Blau wird Lila.«

»Erstaunlich, was es alles so gibt«, sagte Welscher und sah sich die Bilder erneut an. »Ich bleibe dabei. Sie gefallen mir.« Jetzt wurde es aber Zeit, mit der Befragung zu beginnen. »Leben Sie von der Malerei?«

Sie ging nahe an ihm vorbei und nahm sich ein Glas Wasser von der Anrichte. »Ich male in meiner Freizeit. In der Woche bin ich in Luxemburg tätig.«

»Sie wohnen hier also nur am Wochenende?«

»Nicht ungewöhnlich für Kronenburg. Bekanntester Besitzer eines Zweitwohnsitzes in diesem schönen Städtchen dürfte wohl Wolfgang Niedecken sein, der Sänger von BAP.«

»Ah, okay«, sagte Welscher. »Wusste ich gar nicht.« In ihm keimten Zweifel daran auf, dass er hier etwas Näheres über die Verstorbene erfahren würde. Vermutlich schloss sich Frau de Witt samstags und sonntags hier ein und malte bis zum Umfallen. Kontakte zu den Einheimischen dürfte sie so eher selten haben. »Und in Luxemburg sind Sie in der Finanzbranche tätig?«, fragte er.

»Wie kommen Sie darauf? Sehe ich aus wie eine Bankerin?«

»Sicher nicht.« Welcher zuckte mit den Schultern. »Ins Blaue hinein geraten«, gab er zu. »Luxemburg ist für mich eine Bankenstadt. Deswegen vermute ich bei jedem, der dort arbeitet, eine Verbindung zu den Hochfinanzen.«

Sie bot ihm Wasser an. »Sie liegen richtig. Investment.«

Dankbar nahm Welscher das Glas und trank. Dabei versuchte er, sich die Frau in einem edlen Kostüm mit weißer Bluse und feinen Schuhen vorzustellen, die Aktentasche unter die Achseln gepresst, ein Smartphone in der Hand. Es gelang ihm nicht richtig. Ihre Präsenz als Künstlerin war übermächtig. »Frau de Witt«, Welscher gab ihr das Glas zurück, »das ist doch Ihr Name?«

Sie nickte. »Larissa de Witt.«

»Der fünfte Planet des Neptun«, murmelte Welscher. Wieder spülte eine Erinnerungswelle den Dachboden seines Elternhauses in sein Gedächtnis.

»Ja. Und die Tochter des Königs Pelasgos und einer Nymphe. Larissa ist eine Gestalt aus der griechischen Mythologie.«

»Äh ... ja.« Er verdrängte die störenden Gedanken. »Frau de Witt, können Sie mir etwas über Veronika Kramann erzählen? Kannten Sie sich näher?«

Ihr Lächeln verschwand. »Und sie ist tatsächlich tot?«

Welscher seufzte. Er wusste nicht, wie nahe Larissa de Witt dem Opfer stand. Und so konnte er nicht einschätzen, wie viel Mitgefühl angebracht war.

Jetzt schloss sie kurz die Augen und schwankte. Welscher wappnete sich, ihr hilfreich zur Seite zu springen.

Doch ihre Schwäche war nur von kurzer Dauer. »Sollen wir nach oben gehen?«, sagte sie mit kraftloser Stimme. »Da können wir uns setzen.« Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie voran.

Der obere Raum war zweckmäßig eingerichtet: eine Küchenzeile, eine kleine Couchgarnitur, ein Bett, ein kleiner Kleiderschrank. Auf dem Nachttisch lagen einige Romane. Eine weitere Tür ging von dem Zimmer ab. Vermutlich zum Bad, dachte Welscher. Ein Telefon, einen Fernseher oder einen Computer sah er nicht. Er setzte sich auf einen Sessel und zückte sein Notizbuch.

Larissa de Witt setzte sich ihm gegenüber auf die Couch und zog die Beine unter. »Bevor ich anfangen zu erzählen, sind Sie mir noch eine Antwort schuldig. Es war Mord, oder?« Ihre Stimme raspelte rau über die tiefen Tonlagen.

»Wie kommen Sie darauf?«, wich Welscher aus. »Und ›schuldig‹, na ja. Ich denke nicht, dass ich Ihnen solche Dinge erzählen muss.«

Sie zupfte nervös an ihrem Ponchokleid. »Ja, entschuldigen Sie bitte. Es ist nur so, dass ...«

»Ja?«

»Vrönn hat mir erzählt, jemand schleiche in ihrem Haus herum. Nachts hörte sie Geräusche, das Knarren von Dielen, quietschende Türen. Und Schritte. Gegenstände lagen anders, als sie es in Erinnerung hatte. All solche Dinge eben, die darauf hinweisen, dass jemand im Haus war.« Sie atmete heftig ein und aus. »Dieser Geist hat sie bestimmt umgebracht.«